

Die Lebenswert-Diskussion

Der Mensch glaubte immer schon von sich, dass er etwas Besonderes sei. Die Redensart, wonach der Mensch „die Krone der Schöpfung“ sei, stammt aus dem antiken Griechenland. Aristoteles soll sie einst gebraucht haben, um den Menschen vom Rest der Natur abzugrenzen. Einer der Gründerväter der Philosophie setzte so einen Trend, der über Jahrtausende die Denkrichtung des Faches bestimmte. Doch seit dem 20. Jahrhundert mehren sich die Stimmen, die angesichts neuer Erkenntnissen der Naturwissenschaften und des medizinischen Fortschritts die Sonderstellung des „homo sapiens“ in Frage stellen. Es ist eine „Lebenswert-Diskussion“ entfacht, die in gewisser Weise die moderne Anthropologie darstellt. Es geht um den Sinn und Wert des Lebens und ganz speziell um die Frage, ob menschliches Leben per se lebenswert ist. Besonders an den Grenzen des Lebens hat die Medizin durch neue Methoden existenzielle Fragen aufgeworfen: Dürfen ungewollte Kinder abgetrieben werden? Dürfen schwerbehinderte Säuglinge getötet werden? Darf dementen oder sterbewilligen Senioren Sterbehilfe geleistet werden?

Singers utilitaristisches Prinzip der gleichen Interessenabwägung

Der populärste und zugleich umstrittenste Denker dieser Fragen ist der australische Philosoph Peter Singer. Singer vertritt den Konsequentialismus („Teleologie“), der allein die Folgen einer Handlung moralisch beurteilt. Eine Spielart des Konsequentialismus ist der Utilitarismus, dem Singer zugerechnet wird. Utilitarismus heißt, die Folgen einer Handlung danach zu bewerten, ob sie der Gesellschaft Glück bringen oder Leid zufügen. Verursacht eine Handlung der Mehrheit mehr Glück als Leid, ist sie moralisch vertretbar. Singer konkretisiert, dass ein moralisch handelnder Mensch nicht nur die eigenen Interessen, sondern auch die Interessen aller im Blick haben muss. Diese Art des Utilitarismus wird auch als Präferenz-Utilitarismus bezeichnet, da er die Interessen der Menschen in den Mittelpunkt der Argumentation rückt.

In seinem Hauptwerk „Praktische Ethik“ (Ersterscheinung 1979, Überarbeitung 1993) negiert Singer die Annahme, dass der Mensch einen Wert hat, allein weil er ein Mensch ist. Zentral ist dabei Singers



Peter Singer, Foto: Joel Travis Sage / Wikipedia

Gleichheitsbegriff. Für ihn ist es offensichtlich, dass es keine Eigenschaft gibt, in der alle Menschen gleich sind – weder äußere Merkmale noch geistige Fähigkeiten. Die Gleichheit der Menschen sei keine Tatsachenbehauptung, die sich auf Intelligenz, Geschlecht oder Rasse stützt, sondern ein moralisches Prinzip. Laut Singer gleichen sich Menschen nämlich vielmehr in ihren Interessen. Es ist die Kernaussage seines utilitaristischen Prinzips der gleichen Interessenabwägung. Wenn innerhalb der Interessen Gleichheit besteht, kann ein Interesse nicht abgelehnt werden, weil es von einem bestimmten Menschen stammt, sondern muss allein aufgrund der moralischen Richtigkeit des Interesses bewertet werden. Es ist egal, wer handelt. Genetische Unterschiede zwischen den Rassen rechtfertigen ebenso wenig Rassismus wie der Unterschied zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten

Diskriminierung legitimiert. In einem weiteren Schritt argumentiert Singer, dass aus diesem Interessengleichheitsprinzip auch eine Gleichheit zwischen Mensch und Tier folgt, denn Tiere haben auch Interessen. Für Singer ist die Voraussetzung dafür, Interessen zu haben, die Fähigkeit zu leiden.

Kein absolutes Tötungsverbot für Mensch und Tier

Weil Singer menschliches Leben nicht per se als wertvoll betrachtet, gibt es für ihn auch kein absolutes Tötungsverbot. Die Norm, nach der ein Mord unrecht ist, ist in unserer Gesellschaft jedoch tief verwurzelt und ergibt sich aus einer gewissen Heiligkeit des menschlichen Lebens. Diese Lehre ist besonders durch das Christentum in unserem Denken verankert. Die Bibel lehrt, dass ein menschliches Leben unsterblich ist. Wer einen Menschen tötet, überlässt ihn auf Ewigkeit dem Schicksal. Ferner ist jeder Mensch das Eigentum Gottes, weshalb sich ein Mörder auf die Stufe Gottes stellt, indem er über Leben und Tod entscheidet. Überliefert ist das Tötungsverbot im fünften der zehn Gebote Gottes: „Du sollst nicht töten!“

Peter Singer bestreitet, dass menschliches Leben heilig ist. Für ihn gibt es zwei verschiedene Möglichkeiten, den Menschen zu definieren. Zum einen biologisch anhand seiner Gene als „Mitglied der Gattung homo sapiens“ oder als „Person“. In Anlehnung an John Locke ist eine Person für Singer ein denkendes Wesen, das Verstand und Reflexionsfähigkeit besitzt und damit einen Sinn für Vergangenheit und Zukunft hat. Wer Menschen bloß aufgrund ihrer Genetik Heiligkeit zuspricht, ist für Singer ein „Speziesist“, da er seine eigenen Gene wie ein Rassist über die Gene anderer Gattungen stellt. Rassisten tun dies beispielsweise, wenn sie die Überlegenheit der weißen Rasse betonen. Speziesisten, so argumentiert Singer, wenn sie Menschen über Tiere stellen – ohne die Interessen der Tiere zu beachten. Interessen hat laut Singer jedes Lebewesen, das Leid empfinden kann. Es gibt für Singer keine „Heiligkeit“ per se und nichts unbedingt schützenswertes – im Mittelpunkt seiner Ethik steht die Abwägung von Interessen, die Maximierung von Glück und die Minimierung von Leid. Gegen die Tötung von Menschen gibt es für Singer kein direktes utilitaristisches Argument, da der Mensch bei einem schnellen Tod wenig leidet.

Singer räumt allerdings ein, dass es vier Argumente gibt, die eine Tötung unter bestimmten Umständen tatsächlich utilitaristisch verbieten können oder zumindest in anderen Ethiken häufig als Argument gegen das Töten vorgetragen werden:

Argumente gegen das Töten nach Singer

- (1) Ein indirektes utilitaristisches Argument, denn Menschen erfahren weniger Glück, wenn sie ständig Angst haben müssen, getötet zu werden.
- (2) Ein präferenz-utilitaristisches Argument. Da bei einem Mord die Präferenz des Opfers, das Interesse auf Weiterleben, missachtet wird und nicht ausgeglichen werden kann, ist er unmoralisch.
- (3) Ein rechtliches Argument. Jeder, der den Wunsch hat, zu leben, hat ein Recht auf Leben.
- (4) Das Argument der Respektierung der Autonomie. Es geht gegen die Selbstbestimmung des Individuums, von jemand anderem getötet zu werden.

Abtreibung legitim?

Mit dieser Ethik wendet sich Singer den moralischen Fragen unserer Zeit zu. Dazu gehört für Frauen, die ungewollt schwanger werden, die Entscheidung zur Abtreibung. In Deutschland bleibt

ein Schwangerschaftsabbruch bis zur 12. Woche nach der Befruchtung straffrei, wobei diese Grenze willkürlich gezogen worden ist. Juristisch beginnt eine Schwangerschaft schon mit der Nidation, der Einnistung der befruchteten Eizelle in die Gebärmutter Schleimhaut, am fünften und sechsten Tag nach der Befruchtung. Aufgrund verschiedenster Definitionen des Lebensbeginns argumentieren Abtreibungsgegner, dass es keinen moralisch legitimen Abtreibungs-Zeitpunkt nach der Befruchtung gebe. „Jedes Ungeborene ist von Anfang an Mensch und hat ein Recht auf Leben“, schreibt etwa die Organisation „Pro Leben“. Singer hingegen argumentiert, dass es moralisch vertretbar sei, Föten abzutreiben. Denn ihnen ein Recht auf Leben aufgrund ihrer Gene und der damit verbundenen Zugehörigkeit zur Gattung Mensch einzuräumen, sei reiner „Speziesismus“. Ferner seien Föten und Embryos noch keine Personen, da sie kein Selbstbewusstsein bzw. keinen Sinn für Zukunft haben. Folglich können sie keine Angst vor dem Tod haben, sie können kein Interesse auf Weiterleben haben, sie können kein Recht auf Leben wünschen und sie können nicht in ihrer Autonomie verletzt werden, weil sie noch gar nicht selbstbestimmt sind. Es spreche also keines der vier Argumente, die unter bestimmten Umständen eine Tötung verbieten können, gegen die Tötung von Föten und Embryos. Zentral in Singers Abtreibungslogik wird damit der Personenstatus des Menschen, der im Mutterleib noch nicht erreicht sei. Wann genau der Zeitpunkt gekommen ist, vermag Singer indes nicht zu sagen.

Der amerikanische Philosoph Donald Bagley Marquis hat einen Ansatz vorgelegt, der Singers Gedanken klar entgegen steht und für sich beansprucht, Schwangerschaftsabbrüche ohne das Zeitkriterium ablehnen zu können. Er geht nicht von einer anschaulichen Perspektive („schon Mensch“ vs. „noch kein Mensch“) aus, sondern von einer menschlichen Intuition. Demnach lehnt jeder Mensch seine eigene Tötung ab, weil seine Zukunft für ihn wertvoll ist. Es ist daher ethisch nicht vertretbar, einen Fötus zu töten. Denn selbst wenn er definitorisch noch kein Mensch im Wortsinn ist, wird er doch seiner für ihn wertvollen Zukunft beraubt.

Freigabe der Euthanasie aus Achtung der Interessen

Ebenso wie die Tötung am Lebensbeginn löst auch die Sterbehilfe ethische Kontroversen aus. Singer unterscheidet dabei zwischen drei Arten der Euthanasie:

- (1) Freiwillige Euthanasie, als eine Tötung auf Verlangen der Person, die getötet werden will.
- (2) Unfreiwillige Euthanasie, als eine Tötung einer Person, die nicht gefragt wurde oder sich entschieden hat, weiterzuleben.
- (3) Nichtfreiwillige Euthanasie, als eine Tötung einer Person, die nicht fähig ist, zu entscheiden oder zu artikulieren, ob sie weiterleben will.

Singer hält nichtfreiwillige Euthanasie für gerechtfertigt und erläutert seine Motive am Beispiel eines schwerstbehinderten Neugeborenen. Der Säugling ist für Singer bloß ein empfindungsfähiges Wesen ohne Rationalität und steht auf einer Stufe mit nicht-menschlichen Wesen. „Wenn das Leben eines Kindes so elend sein wird, dass es sich aus der inneren Perspektive des Wesens, das dieses Leben führen wird, nicht zu leben lohnt, dann folgt, (...) dass es, sofern keine ‚äußeren Gründe‘ vorliegen, den Säugling am Leben zu halten – wie etwa die Gefühle der Eltern – besser ist, ihm ohne weiteres Leiden

zum Sterben zu verhelfen.“ Die Entscheidung zwischen Weiterleben und Sterben wandert damit von den Menschen, die diese Wahl nicht oder nicht mehr selbst treffen können, zu ihren Mitmenschen. Das betrifft nach Singer verschiedene Altersstufen: Eltern entscheiden über das Leben ihres schwerstbehinderten Kindes, eine Ehefrau über das Leben ihres verunglückten komatösen Ehemannes und die Kinder über das Leben ihrer dementen und bettlägerigen Eltern. Sie müssen jeweils abwägen, ob sich ein Weiterleben aus der Innenperspektive ihrer Angehörigen unter Betrachtung der Glück-Leid-Abwägung noch lohnt.

Singer rechtfertigt auch die freiwillige Euthanasie. Dafür prüft er, welche der vier Argumente, die allgemein gegen eine Tötung einer Person sprechen können, hier dagegensprechen. Das indirekt-utilitaristische Argument, wonach Todesfurcht das Lebensglück mindert, sei nicht anwendbar, da jemand, der seinen eigenen Tod wünsche, ihn nicht gleichzeitig fürchten könne. Das präferenz-utilitaristische Argument, wonach der Wunsch nach Leben bei der Tötung ungeachtet bleibe, spreche eher für die Euthanasie, da es ja die Präferenz gebe, zu sterben. Beim Recht auf Leben, das jeder besitzt, der den Wunsch zu leben hat, argumentiert Singer, dass es dann auch ein Recht auf Sterben geben müsse. Und letztlich spricht für Singer auch das Argument von der Respektierung der Autonomie für die freiwillige Euthanasie. Denn es sei eine Achtung der Autonomie, dem selbstbestimmten Wesen seinen Wunsch auf sterben zu erfüllen.

Unfreiwillige Euthanasie rechtfertigt Peter Singer nicht. Hier reicht ihm eine pragmatische Argumentation: Wenn eine Person nicht gefragt wird, ob sie weiterleben will, oder wenn sie weiterleben will, ist die Tötung unmoralisch, denn es gibt kein besseres Argument dafür, dass ein Leben lebenswert ist, als den Wunsch auf Weiterleben.

Historische Parallelen in der „Lebenswert-Diskussionen“

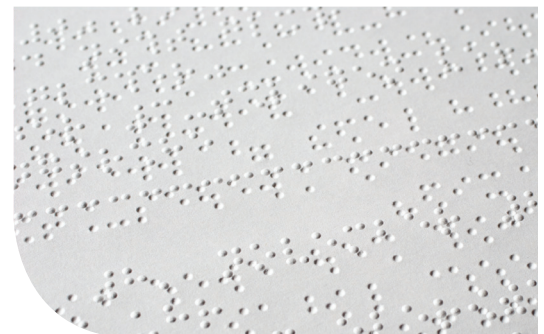
Singer hat mit seinen Thesen die „Lebenswert-Diskussion“ entfacht und eine Vielzahl an Kritikern provoziert. Historisch gesehen ist es in Deutschland die zweite Debatte über den Wert des Lebens. Die erste begann etwa 1890 und bildete den theoretischen Unterbau für das Vernichtungsprogramm der Nationalsozialisten, die in ihrer Diktatur zehntausende „lebensunwerte Menschen“ wie Behinderte und psychisch Kranke unter dem Begriff der Euthanasie töteten. Kritiker argumentieren daher vergangenheitsbezogen mit einem in der Philosophie als „Dammbruch-Argument“ bezeichneten Verweis: Ist der Wert des Lebens erst einmal in Frage gestellt, ist eine Schwelle überschritten, von der aus sich unzählige Handlungsmöglichkeiten ergeben.

Der Historiker Hans-Walter Schmuhl sieht in einem Vergleich der Lebenswert-Debatten Ende des 19. Jahrhunderts und heute daher viele Gemeinsamkeiten. So kennzeichne beide Diskussionen, dass der Sinn des Lebens an Werten moderner Industriegesellschaften gemessen werde. Diese seien hauptsächlich „Arbeit“ und „Konsum“. Es sei so nur logisch, dass etwa Behinderte diese Ideale aufgrund ihrer körperlichen Defizite nicht erfüllen könnten. Ferner erlange der Staat das Recht über Leben und Tod, wenn es „lebensunwertes“ Leben gebe. Da der Staat aber nur einen rechtlichen Rahmen vorgebe, komme der Ärzteschaft eine herausragende Rolle zu, da sie zur wissenschaftlichen Funktionselite aufsteige. In der Tat beteiligten sich in der NS-Zeit viele Ärzte an ideologisch motivierten Tötungen. Diese Gefahr sieht Schmuhl auch heute.

Besteht Singers Ethik aus argumentativen Zirkelschlüssen?

Überdies gestehen Singer viele Ethiker zu, dass sein Modell zwar in sich logisch und konsistent sei – kritisieren aber, dass es auf von ihm wild gesetzten Axiomen beruhe, denen ein radikal-unethisches Menschenbild zugrunde liege. So legt Singer ohne Begründung als Grundlage seiner Ethik fest, dass Menschen gleiche Interessen haben. Von diesem Ausgangspunkt aus entwirft er seine Ethik und begründet damit letztlich, dass alle Menschen gleich sind. Das, was er begründet hat, setzt er aber am Anfang einfach voraus. Die Pädagogin Annerose Siebert kritisiert daher, dass Singers Argumentation aus Zirkelschlüssen bestehe. Er setze fest, dass es gleiche Interessen gebe und begründe damit, dass alle gleich seien. Gleichzeitig merkt Siebert an, dass die gesellschaftliche Konvention, wonach Menschen Glück maximieren und Leid minimieren wollen, gar nicht bestehe. Für Singer ist diese Prämisse das Fundament seiner Ethik, sozusagen der moralische Minimalkonsens der Gesellschaft. Dieser Wert wird laut Siebert in der Realität jedoch nicht geteilt. Daran anschließend kritisiert die Pädagogin, dass es für Singers Glück-Leid-Argumentation nötig wäre, diese Empfindungen messen zu können, was aber technisch nicht möglich ist. Dass stattdessen Singer entscheide, welches Leid wie schlimm sei und dass er damit Urteile in existenziellen Fragen fällt, sei nicht nachvollziehbar.

Ein weiterer Schwerpunkt von Sieberts Kritik bezieht sich auf Singers Rationalitätsbegriff. Indem Singer tendenziell minder entwickelten oder gehandicapten Menschen weniger „Lebenswert“ zuweise als Menschen, die als „Personen“ gelten, lasse er völlig außer Acht, dass es auch abseits von der Zweckrationalität Gründe für ein lebenswertes Leben geben kann. Singer stelle sich beispielsweise als Nicht-Behinderter über die Behinderten und versage ihnen die Möglichkeit, ebenso glücklich zu sein wie Nicht-Behinderte. Warum im Übrigen gerade Rationalität, Selbstbewusstsein und Zukunftsdenken eine Person ausmachen sollen, könne Singer nicht abschließend begründen.



*Brailleschrift, mit ihr können Blinde lesen,
Foto: Ralph Aichinger / pixelio.de*

Der Behinderte als Bereicherung statt als Kostenfaktor

Auf der Metaebene stützt Siebert so den oft formulierten Vorwurf gegen Singer, dass er die Autonomie der gehandicapten Menschen nicht anerkenne. Autonomie im kantianischen Sinne der Selbstbestimmung gehört zu den Werten der westlichen Gesellschaften, die die größte Anerkennung finden. Der deutsche Behindertenrechtler Georg Theunissen spricht sogar von einem Widerspruch in Singers Argumentation. Einerseits spreche Singer einzelnen Menschen bewusst die Autonomie ab, gleichzeitig rechtfertigte er jedoch mit der Autonomie die freiwillige Euthanasie.

Für Theunissen bettet sich die Popularität von Singers Thesen in einen Wertewandel der Gesellschaft ein. Durch den Prozess der Individualisierung definiere sich der Mensch zunehmend ökonomisch durch seinen Status, da das Kosten-Nutzen-Denken von der Wirtschaft auf quasi alle Gesellschaftsteile übergegriffen habe. Da Behinderte keine vergleichbaren Leistungen bringen können, werde ihre

Daseinsberechtigung in der Gesellschaft in Frage gestellt und sie würden gerade in Krisenzeiten bloß als Kostenfaktor gesehen. Für Theunissen verkennt Singer dabei, dass Behinderte statt Kosten auch eine Bereicherung für die Gesellschaft sein können. So könne die Geburt eines behinderten Kindes für die Eltern eine Stärkung der inneren Verbundenheit, eine neue Lebenseinstellung mit Freude „an den kleinen Dingen“ oder eine größere Empathiefähigkeit bewirken. Diese Steigerungen des Glücks lasse Singer in seiner Glück-Leid-Abwägung außen vor.

Ein Mensch entwickelt seine Persönlichkeit durch Beziehungen

Theunissen begründet stattdessen ein eigenes Menschenbild, das sich stark an den Schriften Adolf Portmanns orientiert. Der Anthropologe prägte im 20. Jahrhundert den Begriff der „physiologischen Frühgeburt“, wonach der Mensch zu früh geboren werde und seine Sinnes- und Geistesfähigkeiten daher nicht isoliert im Mutterleib, sondern in der sozialen Sphäre entwickeln könne. Portmann geht von einer einzigartigen und eigenständigen Entwicklung jedes Menschen aus, bei dem sich die Ratio im Seelischen wie im Physischen gleichermaßen ausdrückt. Portmann fasst dies im Schlüsselbegriff der „Innerlichkeit“ zusammen. Sie besagt, dass das Phänomen des „Geistes“ sich nicht irgendwann entwickelt, sondern einen basalen Charakter hat; das heißt, die Ratio ist immer im Inneren des Menschen und äußert sich im Geist genauso wie im Handeln. Weltbeziehung durch Innerlichkeit und Selbstdarstellung in der Erscheinung sind für Portmann „die beiden umfassendsten Kennzeichen des Lebendigen“. Der Mensch wird also durch Beziehungen zu anderen Menschen auf geistiger und physischer Ebene zum vollwertigen Menschen.

Daran anknüpfend begründet Theunissen einen neuen Personenbegriff. Er orientiert sich nicht wie Singer am lateinischen Wort „persona“, sondern am griechischen Ausdruck „pros opon“. Dies kann mit „Antlitz“ übersetzt werden. Ein Antlitz entsteht in dieser Sichtweise beim „sich Zeigen“ in der Gesellschaft und damit auch in der Zuwendung, die andere Menschen der Person entgegenbringen. Wenn sich Persönlichkeit durch Beziehung definiert, für die Kommunikation entscheidend ist, dann ist eine Person eine relationales, dialogisches und gesellschaftliches Sein. Ein Mensch hat dann einen Wert, sofern er in irgendeiner Weise kommuniziert. Damit entsteht keine Abgrenzung unter den Menschen, sondern im Gegenteil eine Ehrfurcht vor dem Gegenüber. Ein Embryo hätte beispielsweise schon dann einen Wert, wenn es durch Bewegungen in Beziehung zur Mutter tritt.

Auch der Behindertenpädagoge Georg Feuser definiert den Menschen als „Einheit von Biologischem, Psychischem und Sozialem.“ Welche dieser Ebene bei einem Menschen am stärksten entwickelt sei, sage nichts über seinen Wert aus, denn er sei zu jeder Zeit fähig, die Welt zu erleben. Er könne die Verhältnisse damit bewerten und zwar gemessen an seinen individuell antizipierten Handlungsergebnissen. Das Leiden des Menschen ist dann nicht mehr ein Leiden an der Behinderung, sondern ein Leiden daran, dass seine Bedürfnisse – etwa nach sozialer Einbettung, Gleichberechtigung, Pflege oder Autonomie – nicht erfüllt werden.